

Gegen 10 Uhr wurde der Himmel – nicht nur über der Stadt, sondern auch über uns merkwürdig dunkel. Bald fielen schwere Regentropfen, die voll von Schmutz – offenbar Rauch und Asche – waren. Von der ganz ungewöhnlichen Dunkelheit zur Mittagszeit eines Hochsommertages waren wir sehr beunruhigt.

Als eine Nachbarin aus dem Tal herangestürzt kam und uns dringend um Hilfe bat, waren einige von uns schon zur Hauptverkehrsstraße geeilt, um dort zu helfen. So machte ich mich allein auf den Weg zur Nachbarin. Es war meine erste Begegnung mit den Schrecken der Verwundeten. In ihrem Haus lagen sie dicht nebeneinander, Körper an Körper. Aber der Zustrom ließ nicht nach, sondern wuchs stetig an. Es kamen immer neue, meistens in geschlossenen Reihen von sieben bis acht Personen, vorwiegend Frauen, die am Kopf und im Gesicht so verbrannt waren, dass die Brandblasen sie völlig unkenntlich machten. Die oberste Haut war verletzt und abgerissen, der Kopf ballonrund aufgedunsen. Aus dem geschwollenen Mund hing oft die aufgeblähte Zunge heraus. In den grässlichsten Farben, rot, violett oder graubraun von Schmutz und Staub, erschienen sie vor uns. Viele von ihnen konnten wegen der geschwollenen Fleishteile im Gesicht nicht mehr sehen, sie hielten deshalb in Gruppen Tuchföhlung zueinander, indem sie gegenseitig die Hände auf die Schultern legten oder die Arme einhakten. In ihrem großen Leid halfen sich die Verletzten gegenseitig, niemand – es waren meist, wie gesagt, Frauen – wurde allein gelassen.

Die Nachbarin bat mich dringend, dass ich eine verletzte Frau zum Arzt bringen sollte. Sie bot mir ihren Riaka, einen zweirädrigen Wagen mit einer Deichsel zum Ziehen oder Schieben an. An einer Rettungsstation trugen wir die Verletzte in den ersten Stock. Ich bat den Arzt, doch zu kommen, um sich ihrer anzunehmen. Er schaute mich ganz müde und erstaunt an und wies mit der Hand in den großen Schulraum: „Sehen Sie denn nicht, dass hier Hunderte von Verletzten und Sterbenden liegen?“ Erst jetzt wurde mir klar, dass er ja unmöglich nur meiner Verletzten helfen konnte. Ich ließ die Frau, an der es außer den Kopfharen und einem Gürtel aus Stoff um die Hüften nichts gab, wo man sie überhaupt anfassen konnte, in dem Schulraum zurück.

Es war bereits kurz vor 8 Uhr abends, als ich schließlich heimging. Anders als sonst war in den meisten Häusern trotz der Sicherheitsvorschriften Licht. Auf dem Krematoriumsplatz, etwa 200 Meter von unserem Haus entfernt, brannten mehrere Feuer. Jeder Bestattungsplatz bestand nur aus einem einfachen Loch, groß genug, um etwas Holz und die Reste der Toten hineinzutun. Auch überall an den Hängen ringsum brannten, so weit ich blicken konnte, Bestattungsfeuer von demselben entsetzlichen Gelbbraun. Die Bauernhöfe zwischen Noviziat und Stadt loderten immer noch. Und die Stadt selbst: Feuer, überall Feuer, soweit ich sehen konnte ...

*Hier möchte ich, Brigitte Constein-Gölde, meinen Teil der Lesung abschließen mit dem Satz von Erich Fried aus seinem „Gespräch mit einem Überlebenden“: „Morgen wird keiner von uns leben bleiben, wenn wir heute wieder nichts tun!“*